

(Nachdruck verboten.)

34]

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

(Schluß.)

„Jao, dat will ech, dat will ech aach,“ schrie Zeih heulend. „Hän haot mech bedrogen, dän Lomp! Bedrogen. Dag on Nacht. Fragt noren (nur) dat Tina on de annren Fraleider! Ech mochten hongren on derhäm sitzen, on eweil haot hän de Erwfchaft verjuchheht! On wann hän besoff waor, haot hän mech geschlaon. Stuckelhei!“ Sie riß das Kleid von ihrem weißen Nacken und zeigte Striemen, die darüber hinliefen. „Duh haot hän mech geschlaon, derläßt met der Hafelgert. Ihr könnt et glauwen, dir Hähren, ech kann det Lävven bal net mieh mantendren. O ech onglöcklich Person, ech miserabel (elendes) Framensch! Wän soll for uns sorgen, wann hän im Bulles (Gefängnis) siht?“

„Jäh!“ sagte der Junggesell, trat heran, das Kind auf dem Arm, und schnäuzte sich krampfhaft.

„O Hähr Schmitz!“ Weinend haschte sie nach seiner Hand, die das rote Taschentuch hielt, und packte sie mit ihren beiden Händen. Immer näher neigte sie sich gegen ihn; sie standen dicht beieinander.

Ein Schrei gellte. „Naach!“ Schäumend, zitternd vor Wut, stand Pittchen plötzlich vor Schmitz. Wie ein Tiger war er gesprungen, die geballte Faust schlug er dem Alten auf den Kopf, daß dieser beäugt zurücktaumelte. „Ech schlaon Eich dud! Ech raoden Eich, laocht Eier Fingren vom Zeih! Mein es se. Weg, weg, weg!“ Er schlug wie ein Rasender um sich, vergebens suchten ihn die Gendarmen zu bändigen. „On wann dir mech einsperret im tiefsten Bulles, Wochen on Monat on Jaohr — on wann dir mech köppt — on wann dir mech ushänkt — ech kommen widder!“

Wie ein Schwur klang es, der Krummscheidt zitterte vor Grausen; leise stahl er sich zur Thür hinaus.

„Dimerstich dech!“ Peter packte die Zeih und riß sie hin und her, daß sie auf die Knie fiel. „Ech kommen widder, haste't gehört?“ Mit furchtbarer Drohung brüllte er sie an: „Dau bis mein!“ Und dann schmolz plötzlich seine Wut, jäh wie sie gekommen, auch jäh dahin. Zu heiserem Schluchzen zusammenbrechend, ließ er sich willig vom Oberkailer die Handschellen anlegen. „Zeih, Zeih,“ schluchzte er, „bergeß mech net!“

„Ech vergessen dech net, nie, nie!“ Ebenfalls schluchzend hing sie an seinem Halse; sie umklammerten sich beide, als könnten sie sich nicht lassen.

„Ech vergessen dech net, e su waohr ech Lävven, Pittchen, mein Pittchen!“

Herzerreißend klang ihrer beider Schluchzen, und das Josephchen wimmerte dazu in schrecklichen Schmerzensönen. — Als sie die Hütte verließen, wankte Peter wie ein Betrunkener, er lahnte so stark wie nie zuvor. Die Hände hatten sie ihm auf dem Rücken zusammengeschlossen; neben ihm schritt der Wittlicher, hinter ihm der Oberkailer.

Herr Schmitz war bei der Zeih zurückgeblieben, die brauchte Beistand. Sie lag wie ein Bündel Lumpen, in sich zusammengefallen, in einer Ecke und schlug wie eine Rasende die Stirne gegen die Mauer. „Pittchen, mein Pittchen!“ Dem alten Junggesellen kamen selber die Thränen, er hob sie auf, suchte sie zu beruhigen und erschöpfte sich in Trostreden.

„Jao, ech glauwen et sälwer,“ schluchzte sie an seiner Brust, „ech moß mech eweil verdrösten. Dän Pittchen!“ — sie hob den Kopf und strich sich resolut die Haare aus der Stirn. — „Hähr Schmitz, ech sein sicher, dat dän net widder kömmt. Dän hänken se uf!“

Vorsichtig tappten die Gendarmen mit ihrem Arrestanten den Heckenweg hinunter; zur Sicherheit hielt ihn der Oberkailer hinten am Nack.

Noch war es dunkel, aber keine so tiefe Finsternis wie vorher; der Mond hatte sich hinter einer schweren Wolkenwand vorgestohlen und kämpfte jetzt mit zerrissenem Gewittergewölk. Ueber den fernen Bergen witterleuchtete es.

Blühähntlich erhellten ab und zu seltene Mondstrahlen den

Weg, von den nächsten Hütten fiel auch Lichtschein herüber. Der unsichere Gang hatte bald ein Ende, schon schimmerte heller die breite Straße — da — Gemurmel! Ein dunkler Trupp nähte sich und verstopfte den Ausgang der Heckenstraße.

Die Weiber! Zu einer Kolonne geschlossen, harrten sie in trotzigem Schweigen. Im huschenden Schein des Mondlichts sah man ihre entschlossenen Gesichter und ihre funkelnden Augen.

Keine von ihnen rührte sich, als die Gendarmen naheten. Sie hielten den Weg besetzt.

„Platz!“ sagte der Obergendarm und stieß die nächste mit dem Ellbogen an. Es war Tina.

„Oho,“ sagte sie und drängte sich, statt zu weichen, näher an ihn heran. „Waorum schubst Ihr mech?! Hei haot jeden dat gleiche Nächst!“

„Platz für die Obrigkeit,“ wiederholte schneidig der Oberkailer und warf sich in die Brust.

Ein allgemeines, schallendes Gelächter antwortete ihm.

„D, Dau Lappes,“ schrie eine Stimme aus dem Hintergrund, „gieh nor, on laoch der Dein Rognaos wischen. Wir pfeifen uf Dein „Platz für die Obrigkeit!“

„Platz, Platz!“ Sie äfften ihm alle nach.

„Seid Ihr toll?“ rief der Obergendarm. „Berrückte Fraumensch, macht Platz! Wenn Ihr nicht auf der Stelle geht, laß ich Euch samt und sonders einsperren. Hört Ihr, einsperren!“

„Können! Erscht können! Haha!“ Tina lachte gellend. „Et wär noch gaor e su unöwel net, mit dem Pittchen zosammen im Bulles! Aewer, gävt Obacht!“ Ihre zehn Finger wirbelten plötzlich dem alten Mann vor'm Gesicht, ihre Stimme klang drohend: „Laocht hän los!“

„Jao, laocht hän los!“ kreischte der Weiberchor.

Tina packte Pittchen am Aermel und zog ihn zu sich herüber. „Ihr laocht hän! Wat wollt Ihr vom Pittchen? Hän haot neist gedahn!“

„Das wird sich finden!“ Wütend stieß der Obergendarm Mißfert in den Rücken. „Vorant!“

Ein ohrenbetäubendes Gekreisch der Weiber erhob sich, in drohender Haltung rückten sie näher und näher.

Die Gendarmen waren vollständig umzingelt. Dem Oberkailer brach der Angstschweiß aus. Immer neue Weiber rückten heran, aus den Häusern kamen sie gelaufen mit Schimpfen und Lachen und verstärkten den Trupp. Und rückwärts trachten und raschelten die Hecken, ungestüm brach eine Bande halbwüchsiger Mädchen durch, Bill voran, und verstellten auch den Ausweg.

Mit der Linken packte der Obergendarm seinen Gefangenen fester — er hätte das nicht nötig gehabt, Peter machte keine Anstalt, zu entfliehen, mit niedergeschlagenen Augen stand er, bebend wie Espenlaub — mit der Rechten zog er das Seitengewehr, die blanke Waffe glitzerte im Mondlicht. „Platz,“ schrie er, „oder —!“

Der Oberkailer hielt den Revolver vor.

Die Vorderen wichen zurück, die Hinteren drängten vor. „Gävt dat Pittchen eraus, ons Pittchen! Soho — ho —!“

Das war ein furchtbares Lärmen. Drohend erhobene Arme reckten sich wild durcheinander, man wußte nicht, zu welchem Leib sie gehörten. „Ons Pittchen! Pittchen!“

„Nuhig, Weibsbilder!“ brüllte der Wittlicher. Pittchen mit sich reizend, die blanke Waffe vorgestreckt, erzwang er sich einen Durchgang.

Kreisend wichen die Weiber zu beiden Seiten auseinander, aber gleich darauf schlossen sie sich wieder eng zusammen; der etwas zurückgebliebene Oberkailer wurde hart umdrängt. Es regnete Blüße und Stöße.

Er hielt den Revolver ausgestreckt und wagte doch nicht zu schießen. Sich wie ein Kreislauf drehend, um sich nach allen Seiten zu decken, schrie er: „Ich schieße — ich schieße! Platz!“

„Laocht dän Lappes lausen,“ rief verächtlich die blonde Leis, deren Zöpfe halb gelöst flogen.

Noch ein Tritt gegen die Mehrseite — nun stolperte der Oberkailer aus dem Kreis und stürzte in mächtigen Säßen seinem Vorgesetzten nach.

Alle Weiber hinterdrein.

Auf der stillen Straße, gen Himmerod hin, segte die wilde

Jagd. Das war ein Getrappel, ein Gefreisch, ein Föhlen und greselles Schreien, ein Guscheln flüchtiger Gestalten. Das wirrte durcheinander, wogte, hüpfte und sprang. An der weißen Kirchhofsmauer zeigten sich, ins ungeheuerliche verzerrt, flattrige Schatten; unheimlich tauchten sie auf und nieder, wischten vorbei und verschwanden.

Und hinter der bleichen Wand ragte das Kreuz aus dem Dunkel des Friedhofes, wie ein Wahrzeichen stieg es empor und schien endlos bis in den Himmel zu wachsen.

Peter wagte einen scheuen Blick dorthin; einen noch scheueren warf er hinter sich auf die nachdrängenden Weiber. Sein Fuß zögerte. Sollte er sich wenden, jene zu Hilfe rufen?

Ihn schauderte.

„Vorán, vorán!“ trieb der Obergendarm.

Und Pittchen trotzte wieder weiter.

Die Jagd wurde langsamer, jetzt fehlte es ihnen allen an Atem.

Schnaufend traltete der Oberkaiser an des Gefangenen anderer Seite; rechts und links hielten den beide Gendarmen gepackt, ab und zu wandten sie sich um und hielten den in geringer Entfernung Folgenden die Waffen entgegen.

Das laute Geföhre war verstummt, es hatte einem dumpfen Murren Platz gemacht.

Näher und näher kam man dem Thalende, hoch und finster hoben sich die Ruinen von Himmerod, dahinter schwarz ragende Bäume des unendlichen Waldes.

Voll Besorgnis sahen die Männer darauf hin. Schon geklitten wieder einige Schreie.

„Laßt hán los! Pittchen, ons Pittchen!“

Ein Stein wurde geschleudert — noch einer — eine dreiste Stimme schimpfte. Das Murren, das bis dahin ein halb unterdrücktes gewesen, erhob sich lauter, fecker. Es schwoh an, wuchs und wuchs, wurde stark und stärker, drohender und drohender, grollend wie Ungewitter. Fester packten die Männer ihre Waffen — — —

Da — ein Schrei! Die Weiber frúkten.

Ein Ruf, der das Thal durchhallte von einem Ende zum andern!

Wie versteinert standen sie alle.

Noch einmal der Ruf! Ein Ruf aus kräftiger Männerkehle: „Hálo—o—oh!“

Das Echo war erwacht, jubelnd gab es den Ruf zurück: „Hálo—o—oh!“

Und durch die Nacht stammte es auf, dort auf der Höhe von Schwarzenborn. Erst wie ein Stern, dann rasch größer werdend, weithin leuchtend, immer heller und heller, gelb und rot — eine Sonne, eine Riesenflamme, ein Freudenfeuer.

Der einsame Busch auf dem kahlen Scheitel zeigte sich deutlich; wie bei Sonnenaufgang umlohte ihn Glanz und Blut. Aber jetzt brannte er selbst. Seine vertrockneten Äste hüllten sich blühschnell in sprühendes Geprassel, züngelten gierig und loderten auf in feurigem Entzücken.

Eine Freudenfackel steckte er empor zum nächtlíchen Himmel.

„Se fein dao!“ Wie aus einem Mund kam's, nur ein einziger Schrei.

Das waren nicht der Weiber viele mehr, das war nur ein Weib noch — das Weib! Zählíngs wandte es sich, alles vergehend, und stürzte im rasenden Lauf dem Mann entgegen. —

Sonntagsplauderei.

Ueber die Reichstagsfigung im Wintergarten, die am Donnerstag die Tugend der Specialitäten erprobte, sind bisher in der Presse sehr unrichtige und vor allem sehr unvollständige Berichte veröffentlicht worden. Vielleicht verbot die seit den lex-Heinze-Veratungen zusehends gesteigerte Scham der schreibenden Menschheit, die nackten Thatsachen der Oessentlichkeit preiszugeben. Die Fraktionen waren ungleich stark vertreten. Die Feudalen waren nur spärlich in dem Etablissement erschienen, das nach dem bevorstehenden Umbau den Namen Tugendrosengarten erhalten wird. Erstens kamten sie bereits das Februar-Programm; zweitens hatte sie die taktisch merkwürdig ungeschickte Versicherung in der Einladung der Direktion, es gínge alles ganz anständig zu, naturgemäß abgeschreckt; drittens litten sie noch unter den Strapazen der landwirtschaftlichen Woche.

Sonst aber waren die Parteien in gutgewählten Proben auf der

Terrasse ausgebreitet. Herr v. Ballestrem übernahm das Präsidium mit einigen begrüßenden Worten und erklärte sofort, strenger denn je darüber zu wachen, daß keine unparlamentarische Aeußerung passiere. Als eine Sängerin das Wort Liebe aussprach, wenn auch nur in englischer Bekleidung, unterbrach er sie, indem er sein Glas an die Champagnerflasche língen ließ, mit dem Hinweis, daß die Dame einen größeren Eindruck machen würde, wenn sie statt des heftigen Ausdrucks Liebe das unter gebildeten Menschen übliche Wort Freundschaft wählte. Und als sie weiterhin von einem Stück sang, bemerkte Herr v. Ballestrem, ein „Grúß“ sei doch wohl ausreichend.

Das waren jedoch die beiden einzigen Fälle, die das Präsidium zum Einschreiten nötigten. Bisweilen waren die Darbietungen von so löstlicher Nüchtigkeit, daß die Centrumsvertreter, die doch Anlagematerial brauchten, ungeduldig maubten: Zur Unordnung, zur Unordnung! Nach jeder Nummer fragten diese gewissenhaften Herren den überwachenden Schútzmann, ob es auch genau so sei, wie an anderen Tagen, ob man nicht etwa die Blide gemildert, das Lächeln gereinigt, die Pointen gestrichen und das Kleid verlängert habe. Der Schútzmann gab unter seinem Amtseid zu Protokoll, daß es so sei wie alle Tage, sonst würden ihr auch keine zehn Pferde dazu bringen, die Ueberwachung der Schanfleistung zu übernehmen. In der That, die Kostime überschritten kein Millimeter die Grenzen der reinsten Sittlichkeit. Die Sangerinnen waren würdige Matronen, die in frommer Nührung anstößfreie Gesangsbücher vortrugen, deren Augen auf ein Lánmáchen weiß wie Schnee zu bliden schienen, und deren Lippen die harte Strenge einer aus der guten alten Ranseszeit stammenden jungfráulichen Mámie zeigten. Und wenn sie bisweilen ihre weißen Zähne entblókten, so durften sie dies deshalb mit Recht wagen, weil sie nichts frivolés Menschlich-Natürliches waren, sondern solide Fabrikate leuschen Gewerbestückes.

Bereits nach der dritten Nummer war der Reichstag sich einig darüber, daß auf der Bühne nur die erhabendste Tugend waltete. Schon gedachte man befriedigt die Státte zu verlassen, allwo keine Zeile zur Begründung der lex Heinze zu holen war, da entdeckte ein Centrums-Abgeordneter etwas Schauriges. Er leitete die Aufmerksamkeit des Präsidenten auf die Ungeheuerlichkeit, der alsbald seine gewohnte Sicherheit verlor. Von Mund zu Mund ging die grause Kunde. Alles erbláste und erstarrte; die Frauen bemühten sich, die Hálse umzuwenden, so daß ihre ervóldenden Gesichter Schutz und Zusucht hinter dem hohen Ríden tragen finden móchten. Ahtwardt betete aus dem Schulhán Auch eine Beschwórungsformel, und Herr Nören rústete sich zu einem Ohnmachtsfall, wobei aus seiner Rocktasche einige Ledaschwáne ángstlich entflatterten.

Was war geschehen?

Eine Enttáuschung in unságlícher Grausamkeit!

Was nützte es, wenn auf der Bühne die absolute, keimfreie Sitteneinheit das weiße Banner strahlend entfaltete, wenn — ja wenn das — — — Publikum nur eine riesengroße Ueber-tretung der lex Heinze darstellte! Welchen Wert hatte es noch, Gesetze wider die Anzucht auf der Bühne zu schmieden, wenn das Laster den — Zuschauertraum erfüllte! O welche Blide züngelten in Saale, welch' unheiliges Lácheln waagte sich hervor, welch' schámlöse Worte kústerte man sich ins Ohr! Da waren Paare, die offenbar nicht kirchlich getraut waren, vielleicht nicht einmal standesamtlich. Da waren Háse und Arme weiblichen Geschlechts, die nur mit Puder besseidet waren. Andre reizten durch Hiligrangebe die Lüsternheit, und wenn die Männer die Ohnden lísteten, zeigten sie die blanke, unverhüllte Schádelhaut! Dazu ein Chaos wild tannelnder Parfums, ein blendendes Geglízer von Diamanten, dieser Folgen und Anreizen des Lasters, und ein verführendes Bogen wallender Federn auf Babelturmhúten.

Ein paar Minuten war der Reichstag unschlússig, was er thun solle. Darüber war man sich einig, daß man nicht einen Augenblick länger neben diesem lebendigen Spott auf die lex Heinze weilen dürfe. Aber wohin fliehen? War gedachte, schleunigst das Freie zu gewinnen. Doch der Abg. Schrempf widersezte sich dem Plan: „Um des Himmels willen, nur nicht die Friedrichstraße in dieser Stunde; da ist man hier noch sicherer.“

Herr v. Ballestrem war es, der zuerst seine Entschiedenheit wiederfand. Es gab nur einen der Würde der Volksvertretung angemessenen Platz, nur eine Stelle unversehrter Sittlichkeit: die Bühne.

Das war ein Ausweg. Die Anregung des Präsidenten fand die jubelnde Zustimmung der Abgeordneten und unter seiner Führung begaben sie sich von der Terrasse zur Bühne, wo sie sich, malerisch lagernd, sofort die reine Lust tugendlicher Kunst erquidte wehen fühlten. Die aufgeschóchten Kúnstler fanden sich schnell in die Situation, sie stellten ihre Productionen ein und líehen sich neben den Parlamentariern nieder, die weiblichen Specialitäten im Centrum. So bildeten die Kúristen und die Abgeordneten einen unersámmbaren Wall wider die Anzucht im Zuschauertraum.

Dieses unsittliche Publikum indefer begann zu lärmen. Man habe sein Entree gezahlt und wolle dafür etwas sehen. Die Volksvertreter sollten mal zeigen, ob sie noch etwas andres kónten, als einfáltige Gesetze machen. Spóttische Rufe flogen zur Bühne hinauf. Die Lage der in dem Aht der Tugend Geborgenen wurde eingermaßen ungemütlich, und sie wäre gefáhrlich geworden — ein Vierseidel war bereits hart an dem Kopf des Abg. Nören vorbeigezauft —

wenn nicht abermals der Präsident einen Rat gewußt hätte. Schnell entwarf er eine Tagesordnung und nun begann eine Specialitäten-Vorstellung, die in den Annalen der Kritik nimmer vergessen werden wird. Unter der Beihilfe der fest engagierten Künstler und Künstlerinnen, die willig ihre Apparate und Kostüme darboten, produzierten sich die Abgeordneten in einer so vollkommenen Weise, daß das Publikum aus einem Lachkrampf in den andern fiel.

Es würde zu weit führen, alle Darbietungen im einzelnen zu schildern. Nur ein paar Nummern seien erwähnt. Vielen Beifall fand die holländische Soubrette Limburg-Stirum, die namentlich in der allerhöchsten Stimmlage von bezauberndem Reiz war; ihr melancholisches Lied vom enttönten Katak — eine poetische Umschreibung des bismarcklosen neusten Kurzes — entzückte allgemein und mußte etliche fünfzig Male wiederholt werden. Ein Couplet im jüdischen Jargon trug sie mit verblüffender Echtheit vor.

Als Schaukünstler bewährten sich die Herren Wassermann und Hilb, von denen der erstere sich auch als tüchtiger Schlangeneisener erwies. Das Centrum stellte Hr. Wagem, der als Jongleur Tüchtiges verspricht, und die bayrische Serpentinanzängerin Schädler-Gra, auf deren schwarzem Seidengewand blutrote Lichter entzündende Farbewirkungen erzielen. Eine Truppe ostdeutscher Hofsänger, die ergreifende Volklieder von niedrigen Getreideähren sangen, bot eine angenehme Abwechslung; auch ihr Lied vom verbannten Grafen drang tief zu Herzen. Ein Laubendkünstler ist der deutsch-amerikanische Rassenkomiker Ahlwardt, der gleichermaßen als Pseudodigitator Hervorragendes leistete. Sein Couplet mit dem Refrain: Ich pumpe, pumpe Flotten — stand auf der Höhe der Zeit. Dann ließ er in seiner Hose, die nachweislich keinen doppelten Boden hatte, sämtliche Uhren und Portemonnaies verschwinden, ohne daß sie jemand wiedergehen hätte. Eine drollige Soloscene spendete er als Zugabe: Er läßt sich aus dem Publikum einige Cigarren geben, gründet damit sofort ein Cigarengeschäft en gros und als der Gerichtsvollzieher kommt, befindet es sich bereits im Besitz seines Sohnes — eine Verwandlung in so überraschender Schnelligkeit, daß der Virtuose mit Beifall und wenig getragenen Kleidungsstücken überschüttet wurde. Eine Scherzfrage des Komikers verdient aufgezichnet zu werden. Welcher Unterschied ist zwischen einem Marine-Offizier und einem Kavallerie-Lieutenant? Der erste hat den Regir und der letztere hat die Keh-Gier. Ein zehntausendfältiges Anbelohnte den mutigen Künstler. Nachdem noch der Illusionist Ridert, der unter dem stürmischen Jubel des Publikums in der Tracht eines Schiffsjungen erschien, seine immense Fähigkeit gezeigt hatte, die Maske eines Ministers vorzunahm, kam die Glanznummer des Abends: der humoristisch-parlamentarische Meisterschaftsschüke Hahn-Hahnswurli. Sein Begleiter ruft ihm zu: Da haben Sie die Wahrheit gesagt. Hahn-Hahnswurli: „Wie, ich habe die Wahrheit gesagt? Mein Herr, das ist eine Beleidigung.“ Darauf packt er seinen Begleiter, bindet ihn und setzt ihm seinen Revolver mit tödlicher Sicherheit unmittelbar auf die Brust. Die Eleganz, mit der er genau die Stelle trifft, wo er den Revolver aufsetzt, ist unbeschreiblich. Das atembeklemmende Schauspiel verliert durch die Sieghaftigkeit der Ausführung seine Schrecken.

In dieser Weise hätte die Erledigung der Tagesordnung wohl noch einige frohe Stunden gedauert, wenn nicht ein bedauerlicher Zwischenfall der so anregenden Vorstellung ein jähes Ende bereitet hätte. Eben kündigte der Präsident an: Nunmehr gehen wir über zu dem zwanzigsten Gegenstand der Tagesordnung, dem weltberühmten Signor Emilio mit seinen dressierten Paragraffen, da schritt der überwachende Schutzmann ein. Er stellte fest, daß dieser Emilio ein Socialdemokrat sei; da aber die Socialdemokratie zweifellos eine unsittliche Erscheinung sei, löste er die Vorstellung auf Grund der kommenden lex Heinze auf.

In starker Erregung leerte sich langsam Bühne und Saal. Draußen sorgte ein großes Aufgebot von Polizisten dafür, daß in jede Droßkiste immer nur eine Person stieg. —

J. o. c.

Kleines Feuilleton.

er. Der Schaffner. Dämmender Winterabend, in dichten Floden fällt der Schnee. Die Landstraße ist menschenleer. Endlos eintönig dehnen sich die Felder an ihrer Seite, eine große weiße Wüste, aus der nur hier und da ein lahles Gebüsch in die Höhe steigt. Ab und zu flattern ein paar Krähen auf, flügel Schlagend verlieren sie sich im stöbernden Schnee, sonst rundum kein Laut, nichts als das Geulen des Windes, der kalt und schneidend über das Blachfeld fährt.

Vom Dorf her kommt die elektrische Bahn. Sie ist leer heut. Einsam lehnt der Schaffner an der Brüstung des Hinterperons. Er trägt einen dicken Pelz, den Kragen hat er hochgeschlappt, die Hände tief in den Taschen vergraben, trotzdem friert ihn. Kalte Säuer laufen über seinen Rücken, seine Füße gleichen Eisklumpen. Abwechselnd hebt er den rechten und den linken und stampft auf den Boden. Vergebene Mühe. Das Blut will nicht in Wallung kommen. Wenn man nur diese verdammten Felder erst wieder im Rücken hätte! In den Straßen blies einem der Wind doch nicht von allen Seiten in die Knochen. — Er beugte sich nach links hinüber und spähte in die wachsenden Schatten. Nichts zu erblicken, nichts als flaches Land. Er sank in seine vorige Stellung zurück.

Na ja, als ob er das nicht vorher getrunst hätte, als ob er die Gegend nicht kannte wie seine Tasche — da drüben hing erst der Kirchhof an, dann kam wieder Feld — noch eine Viertelstunde bis Berlin! Na nee, wirklich — das war bald nicht mehr schön!

Wenn man sich wenigstens mal hätte vernünftig auswärmen können — so eine Stunde am geheizten Ofen — köstlicher Gedanke — die Beine austrecken, die Hände an die Kacheln halten — ach jawoll — proßt die Mähigkeit — als ob es so was gab für ihn! Er lachte auf. Hin und her — her und hin — Das war es wofür man lebte. Eine Stunde unterwegs, 'n paar Minuten Ruhe, wieder 'ne Stunde unterwegs, und sofort — immer fort — er senkte auf und warf einen Blick auf die Felder. Wie oft hatte er sie nur eigentlich heut schon gesehen? Laß mal nachrechnen: seit morgens sechs Uhr war er auf der Tour, macht fünf — sechs — sieben mal — na ja, das Duzend war richtig bald voll, und das ging nun noch weiter bis Mitternacht. Ach!

Er redete sich. Was bloß diese Frostschauer zu bedeuten hatten? Immerzu lief es ihm über den Rücken — heiß und kalt — wie eine Gänsehaut. Und dabei die Schwere in den Gliedern, — ob das nur von der Kälte war? Ob sich da etwa eine Krankheit anmeldete? Die neue, an der sie alle herumlagen, diese — diese Infauenzia — na ja, das fehlte ja noch, — das läme ihm ja gerade zu paß — wo das Kleine zu Hause die Diptheritis eben überstanden hatte. — Rec-trant werden? — Is nicht! — Immer stramm! Er gab sich einen Ruck, und in demselben Augenblick hielt auch der Wagen.

Er fuhr zusammen. So, das hatte man von dem Träumen — die Haltestelle übersehen! Gut, daß der Wagenführer Obacht gegeben hatte. Er beugte sich vor, um einem alten Mütterchen hereinzuhelfen und hob dann noch das Kind herauf, das eine junge Frau auf dem Arm hatte.

Die Gegend hatte sich völlig verändert. Die ersten Vorstadt-häuser tauchten auf. Zuerst noch vereinzelt, zwischen Gärten verstreut, dann immer dichter. Mietskasernen stiegen empor, Menschen hasteten vorüber, das Großstadlleben brauste in vollen Zügen vorbei.

Der Wagen hielt jetzt sehr oft, fast an jeder Ecke stiegen neue Fahrgäste ein.

„Alles besetzt!“ — Ein Herr war in voller Fahrt auf das Treppbrett gesprungen, ein kleiner dicker Herr, in dessen Chemise Brillanten leuchteten; ein seiner Weindunst schien von ihm auszu-strömen. Als hätte er die Worte nicht gehört, stieg er vollends auf den Perron und strebte nach dem Wageninnern.

„Alles besetzt!“ Der Schaffner trat ihm entgegen: „Sie müssen absteigen“.

„Ach was, fällt mir ja gar nicht ein, wird schon bald 'n Platz frei werden.“ Der Herr drängte nach der Türe.

„Nein, bitte mein Herr, ich darf keine Ueberzähligen mitnehmen, ich komme in Strafe.“

„Ach Jott, machen Sie doch keine Redensarten! Am Halleischen Thor wird alles leer.“

„Da wird nichts leer — bis dahin sind auch noch drei Haltestellen.“

„Na und ich steige nicht aus, versichn Sie? Ist ja einfach lächerlich — die hundert Schritt — darum soll ich noch länger in dem Sauwetter stehen und warten. Seien Sie nicht so rücksichtslos, Sie?“

„Aber — aber — mein Herr —“

„Na seh'n Sie wohl — 's wird Platz.“ — Der kleine Dide kürzte in den Wagen, wo das alte Mütterchen eben zum Aussteigen rüstet. Triumphierend gehen seine Blide über die andern Fahrgäste — sein Gegenüber, ein alter Herr nickt ihm zu: „Na, das war noch gut getroffen.“

„Na,“ er wirft sich in die Brust — „ach überhaupt, is ja quatsch — toer' mich von so'n Schaffner einschüchtern lassen! Was denkt sich denn der? Will sich wohl 'n Air geben? Darauf fall'n wir nicht rein.“

Die andern lachen, eine elegante Dame läßt ein beifälliges Gemurmel hören, und ein junger Arbeiter sagt in mißbilligendem Ton: „Na, es ist doch Vorschrift, und wenn der Mann nicht darf — da muß man doch vernünftig sein.“

Der kleine Dide hört es, sein Zorn erwacht von neuem, ein giftiger Blick fliegt aus seinen kleinen weinigen Augen zu dem Schaffner hinüber, der eben den zuletztgekommenen Fahrgäste reichet: „Sie da“ — seine Stimme nimmt einen krähenartigen Ton an, Sie da, machen Sie doch mal gefälligst die Thüre hinter sich zu. Was denken Sie sich denn? Wir sollen wohl hier kaput frieren? Wein Rod hier ist schon ganz vollgesehnet. Hören Sie mal, wenn Sie nichtswürdig werden, denn werde ich mich über Sie beschweren — ja wohl — beschweren werde ich mich, Sie — Sie —“

Seine Stimme ertönt in einem Hustenanfall. Schweigend, ohne ein Wort zu erwidern, geht der Schaffner hinaus und stellt sich wieder auf den Perron, in den pfeifenden Wind, in den stöbernden Schnee. —

Litterarisches.

reo. Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter. Von Ernst Drausewetter. 16 Porträts. — Schuster u. Löffler, Berlin. — Ernst Drausewetter, wohl einer der besten Kenner nordischer Litteraturen, hat sich durch die Herausgabe dieses Buches ein neues und hohes litterarisches Verdienst erworben. Seit einiger Zeit steht Finnland mit im Vordergrund des allgemeinen

Interesses. Das Streben der russischen Reaktion ist im Augenblick darauf gerichtet, Finnland politisch und kulturell in dem absolutistischen Riesereich des Ostens aufgehen zu lassen und planmäßig ist man an der Arbeit, diesem Ziele näher zu kommen. Zwar liegen mächtige Hindernisse im Wege in Form beschworener Verträge, aber wann wäre finsterner Despotismus, wenn er schon den offenen Bruch nicht wagen kann, davor zurückgeschreckt, sie heimlich zu umgehen? So arbeitet denn Rußland auf den Zusammenbruch der vollstän- digen Selbstständigkeit Finnlands hin. Finnlands Söhne sollen ihrer Militärdienstzeit in Rußland genügen und während dieser Zeit mit russischer Sprache und russischem Geiste derart gesättigt werden, daß ihre Eigenart darin erstirbt werde, die Umgestaltung der Gesetzgebung soll dafür sorgen, daß die Russifizierung Finnlands unaufhaltsam ihren Weg gehe. Und es scheint, als werde Rußland sein Ziel erreichen.

Zu dieser Zeit erhebt sich noch einmal das finnische Volkstum in der ganzen Eigenart seines Charakters, seines Geisteslebens und seiner zähen Kraft. Alles, was wir bisher im großen und ganzen von Finnland wußten, war, daß es ein Land sei, in dem das Volk sich die Existenz nur durch hartnäckige Kämpfe erobern kann und daß das Volk in- folgedessen seltene und bedeutende Eigenschaften besitze. Brausewetter hat nur das Verdienst, uns in seinem vorzüglichen Buche mit einer Anzahl finnischer Dichter bekannt zu machen, die da zeigen, daß hier eine große, völlig eigenartige geistige und künstlerische Entwicklung vorhanden ist."

Der Autor und verständnisvolle Uebersetzer hat nicht zu viel versprochen. Wohl nur wenige Bücher dürften dem Leser einen solchen Genuß bereiten, wie dieses. Aus der Reihe der Dichter, mit denen uns Brausewetter bekannt macht, heben sich sechzehn besonders hervor. Zwar treten in dem stillen und abgelegenen Lande große Ereignisse, sociale oder gesellschaftliche Konflikte wenig in die Erscheinung; wir finden deshalb bei den Dichtern keine starken socialen Anklänge, aber gegenüber unsrer verwechsligten Bourgeoislitteratur zieht es durch das Buch wie frischer Erddgeruch, und aus all den kleineren und größeren Beiträgen, die Brausewetter in sein Werk aufgenommen hat, leuchtet wie eine glühendrote Blume die Liebe zum Volke. Es geht, wie nicht anders zu erwarten, ein ausgeprägtes nationaler Zug durch die finnische Dichtung, aber auch moderne Ideen finden wir darin wieder, so bei Tavastjerna, der ausruft:

„Einst kommen Zeiten, da der Streit ist all,
Da Nationalitäten-Kampf und -Zall
Nicht mehr, als Weltgeschichte, mich erregt,
Da der Gemeinarbeit Erlöserkraft
Aus einer Welt in Trümmern Neues schafft.“

Von demselben Dichter stammt auch das ergreifende Gedicht: „Es wird so still um mich“, im echten Volkston gehalten.

Daß auch, wie aller wirklichen Volkspoese und Volksdichtung, der finnischen der Humor nicht fehlt, beweist Santeri Ingmans humoristische Erzählung „Das schwanzlose Kalb.“ Wäre sie in Deutschland geschrieben, wir würden sie als eine reizende Verhöhmung der Sittlichkeitsapostel der Jex Prinze betrachten, die beim Anblick einer Frauenhose nach der Polizei schreien.

Das Buch enthält aber auch eine Menge Beiträge, die einen tiefen Blick thun lassen in die geistige Werkstatt dieses Volks und seiner Dichter und am Schluß ist man gern bereit, die Frage zu bejahen, die der Uebersetzer ausspricht: Sollte ein solches Volk nicht ein heiliges Recht haben, seine Kultur selbstständig und seine eigenartige Entwicklungsfähigkeit weiter zu behalten? —

Musik.

Wenn man etwa zwei Singstimmen zu einem Duett oder zwei Klaviere zu einer auf ihnen zu spielenden Originalkomposition oder überhaupt in der darstellenden Kunst zwei Kräfte zu gemeinsamem Wirken vereinigt, so trägt man zweckmäßig dafür Sorge, daß sie in der Klangfarbe oder sonst in ihren Eigenschaften zusammenstimmen, zu einander passen. Ganz besonders dann, wenn es gilt, das ohnehin schon Verschiedene zusammenzubringen. So ist es bei der Klavier-Kammermusik, dem Zusammenspiel des Klaviers mit einem oder mehreren Orchesterinstrumenten, zumal Streichinstrumenten, diesem eigenartigen Verwandten des Streichquartetts, Klavier und Streicher gehen sozusagen nie ganz in einander auf. Kommen da ein „zarter“ Streicher und ein „robuster“ Klavierspieler, beide in ihrer Art noch so ausgezeichnet, zusammen, so verdirbt jeder ein Stück vom andern.

Dieser unangenehme Eindruck minderte den Wert des einen der drei Trio-Abende Remmert-Petri-Wille, den wir am vergangenen Dienstag hörten. Fräulein Martha Remmert ist seit langem als eine der hauptsächlichsten Violytspielerinnen, nicht nur als Gegenstand fauler Wortreimwige a la Hollmèsberger berühmt. Allerdings läßt sich ihr in der That nachsagen, daß sie „hämmerl“ — eine ganz andre Anschlagsweise, als wenn jemand „sticht“. Ihr Anschlag ist voll und dabei zu Zeiten weich, aber im ganzen etwas sehr robust; sie phrasirt auch, aber vorwiegend nur in den hauptsächlichsten Umrissen, und dazu gehört namentlich, daß sie die meisten Taktanfänge, selbst innerhalb eines längeren Figurenwerks, gar zu regelmäßig betont.

Demgegenüber nur das überaus feine Spiel Herrn Henry Petris, des Dresdner Violinisten, und daneben das ähnliche Spiel des Cellisten Georg Wille; das giebt zusammen trotz eines besaunten Dichtervorts keinen guten Klang. Doch schon zu viel der Einschränkung! Im übrigen kann das Unternehmen, die 11 Klaviertrios von Beethoven an drei Abenden — mit gemischter Reihenfolge — vorzuführen und kam die Summe von Schönen, die da zu Tage kam, nur aufs herzlichste begrüßt werden. Daß einige Sätze vor Ueberhöhnung bewahrt wurden, wenn auch vielleicht die Mittelsätze des großen Es-dur-Trios zu langsam herauskamen, muß noch eigens bemerkt werden.

Leid thut mir diesmal Herr Eduard Behm, als tüchtiger Komponist und guter Sangesbegleiter den Musikfreunden wohl- bekannt. Sein Es-dur-Konzert für Klavier und Orchester, früher einmal im Beethovensaal vorgetragen, wurde neulich im populären Philharmonischen wiederholt. Ein durch Melodiosität ohne Trivialitäten sympathisches Werk älterer Weise, ohne besondere Plastik, mit Themen von geringem Tommsang, die viel symmetrische Wiederholung bekommen: so hinterläßt es einen im ganzen freundlichen Eindruck. Nur kann sein Schöpfer nichts dafür, daß ich eben aus dem Kompositionskonzert Engen d'Alber ts komme, einer Gabe durch- aus moderner Art, einem Abend, wie ich einen ähnlichen in meiner Konzertsimmerung lange nicht wieder finde. Ist es gerecht zu werden, würde ein eigenes Feuilleton verlangen. Da ist es besser, heute auf ein eingehendes Referat zu verzichten, und nur eben zu verzeichnen, daß hier eine der gewaltigsten Komponistenkräfte, die wir haben, nach langer, ungerechter Zurückziehung zum Vort gekommen ist, mit einem Erfolge, der uns auf d'Alber ts sonnabendliche Opernpremiere mit den größten Erwartungen herangehen läßt. — sz.

Geographisches.

— Eine Schwefelinsel. Etwa 48 Kilometer seelwärts vom Strande der Plenty-Bay auf der Nordinsel von Neu-Seeland erhebt sich über einer Basis von fast 5 Kilometer Umfang eine Felseninsel bis zu 260 Meter Seeshöhe. Sie führt den Namen „Weiße Insel“, denn über ihr steht immer eine hohe, dicke, weiße Dampfwolke. Es ist dies vielleicht die sonderbarste Insel der Erde, denn sie besteht, wie „Scientific American“ einer Beschreibung von James A. Falconer in „The Windsor Magazine“ entnimmt, aus einer gewaltigen Schwefelmasse. Die von den Kratern der Insel aufsteigenden Dampfwolken sind stark mit Schwefeldämpfen erfüllt, die sich je nach der Windrichtung auf Entfernungen bis zu 90 Kilometer bemerkbar machen. Von dem offenen Meer aus ist der Anblick des Eilands überall imponant: die Felsen entziehen scharf dem Wasser, so daß es auf den ersten Anblick unmöglich scheint, eine Landungsstelle zu finden. Umgesetzt man aber die Insel und gelangt in die sogenannte Krater-Bay, dann wird ein Strand sichtbar, der trotz seiner Schmalheit bei ruhiger See eine Landung gestattet. Es ist dies das einzige ebene Gelände auf der sonst aus wilden mächtigen Felsen aufgebauten Insel. Im Grunde der Inselmitte liegt rund 4½ Meter über dem Meere ein etwa 20 Hektar großer und im Durchschnitt 3—4 Meter tiefer See, dessen stark säuerliches, dunkelgrünes Wasser eine Temperatur von 43 Grad Celsius besitzt. Dichte weiße Wolken schwefeliger Dämpfe wirbelt von diesem Kessel empor. Auf der einen Seite des Sees liegen Solfataren, aus denen Dampf mit betäubendem Lärm entweicht und Geräusche und Steine hoch herausgeschleudert werden. Mit Hilfe eines vom Schiffe herangebrachten und in den See gesetzten Bootes wurden die Ränder der Solfataren allmählich untersucht. Eine angenehme Erforschungs- fahrt war dies bei der mit schwefeliger Säure erfüllten Luft nicht, und wäre der Kahn gescheitert, dann wären die Passanten sofort um- gekommen. Die Fahrt auf dem schwefelsauren Wasser zerfaß zudem den Rachen so, daß er hinterher auf dem Strande in Esflie zerfiel. An den Solfataren strömte der Dampf aus allen Ritzen und Fugen der Felsen und der Lärm übertönte jedes andre Geräusch. Nur in unmittelbarer Nähe der Krater liegt der Schwefel unmittelbar zu Tage, doch wenn man sonst nur ein wenig in den Boden gräbt, so trifft man auf mächtige Lager dieses Minerals. Die ganze Insel erscheint als ein Massenaufbau von Schwefel mit Gips und ein oder zwei andern Mineralien. Der Schwefel der Weißen Insel genießt infolge seiner Reinheit — die älteren Lager enthalten bis zu 90 Proz., die um die Krater bis zu 98 Proz. Schwefel — einen hohen Ruf und bedarf zu vielen Zwecken keiner Raffination. —

Humoristisches.

— Selbst schuld. ... Mit den leichtgelieferten Cigarren haben Sie mich böß angeführt! Die oben liegenden waren ja ganz gut — aber je weiter man hinunterkam, desto schlechter sind sie geworden!

„Da sind Sie nur selber d'ran schuld! Sie haben eben das Rißl' verkehrt aufgemacht!“ —

— Bei der Probe. Direktor: „Wie? Sie lächeln beim Sterben?“

Schauspieler: „Gewiß! Bei der Gage, die Sie zahlen, ist der Tod eine wahre Erlösung!“ —

— Der ehrliche Daßl. „Mir scheint, Ihr Hund stiehlt!“ „Nur Schwären — in Geldsachen ist er vollkommen ver- läßlich!“ — („Luft. Bl.“)